Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 4

Artikel: Gespräche in Cressier
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759582

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gespräche in Cressier

Von Carl J. Burckhardt

Freunde, Weggefährten, Verehrer und Schüler von Gonzague de Reynold haben sich zusammengetan, um dem Dichter und Philosophen von Cressier zu seinem 60. Geburtstag eine literarische Festtaggabe zu überreichen. Die Herausgeber dieser „Hommage à Gonzague de Reynold" (Éditions de la librairie de l'université, Fribourg) haben dabei eine höchst glückliche Hand bewiesen. Die 20 Beiträge, die sie gesammelt und auf 150 schön gedruckten Seiten untergebracht haben, geben wie eine Spiegelgallerie die vielen Aspekte der reichen und geistsprühenden Persönlichkeit Gonzague de Reynolds wieder. Sie vermitteln überdies einen Begriff von der tiefen Wirkung seiner ritterlichen und kampffrohen Natur und seines hellen und beschwingten Geistes. Wir freuen uns, unsern Lesern aus der lebendigen und gedankenreichen Festschrift den Beitrag von Carl J. Burckhardt darbieten zu können.

In den so fernen Zeiten des Jahres 1913 studierte in Göttingen ein Aesthet, der von seinen Kameraden mit einem gewissen scheuen Respekt behandelt wurde. Er war blass wie Marmor und seine Augen waren wasserblau, sein Haar glatt, blond und im Nacken wie bei einem Minnesänger geschnitten; er trug eine um den Hals breit gewundene Kravatte aus Atlas in der Farbe seiner Augen, eine Halskette aus Gold, einen Gehrock, und zur gestreiften Hose gelbe Schuhe. In seinem Zimmer hatte er die Wände mit allerlei Stoffen gleichsam verhüllt, er rauchte nicht, aber dafür verbrannte er Gewürze. Sein Name ist mir entfallen, seine Gestalt steht mir deutlich vor Augen und seine Spur ist verweht. Was ihm damals bei uns jungen Studenten ein Ansehen verschaffte, war der Umstand, dass namhafte Dichter des Vorkriegs ihn in ihre Kreise gezogen hatten, und dass von ihm die Kunde ging, er schreibe an einem Buch, das bereits vierhundert Manuskriptseiten umfasse und das den Titel trage: „Das Gespräch als Kunstform".

Meines Wissens ist das Buch nie erschienen. Es versank mit dem Autor, dem Gehrock, den Minnesängerhaaren und hat wohl in dem eiligen und unheimlichen Vierteljahrhundert, das auf den ersten Weltkrieg folgte, keine Gelegenheit zu einer kurzen Auferstehung gefunden.

Vielleicht ist es zu bedauern. Der Gegenstand ist des Nachdenkens wert, aber ohne Zweifel, er setzt friedliche Zeitumstände voraus.

Hatte der ambraduftende Mann dem europäischen Gespräch einen Epilog schreiben wollen? Wollte er im Gegenteil neue Ansprüche aufstellen, auf das kunstreiche Gespräch als Ziel hinweisen? Man wird es kaum erfahren.

Zu sprechen hat man seither nicht aufgehört, man ist sogar wortreicher geworden, und es stellt sich die Frage, ob ein europäischer Wert, der einst im Gespräche enthalten war, ein Wert, den man über das ästhetische Mass weit hinaus als Kunstwert bezeichnen kann, mehr und mehr verloren ging, weil bei den Sprechenden die Grundbedingungen aller Kunst: Sammlung, lautere Leidenschaft, Echtheit des Gehaltes, Rücksicht und Augenmass in Verlust gerieten? Es gibt so vielerlei Gesprächsformen. Auch der Monolog, der sich immer an einen ersonnenen oder wirklichen Hörer richtet, ist eine solche Gesprächsform, eine sehr deutsche Gesprächsform übrigens. Wie hat ihn Goethe beherrscht: abmessend, verantwortlich, nicht nur mit dem das Stichwort gebenden und aufzeichnenden Eckermann, sondern mit einem jeden, da ja alle fragend an ihn herantraten. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts ist diese Form des Gesprächs, das einen freien geistigen Reichtum voraussetzt, ist dieser Monolog der Weisheit sehr selten geworden. Und nun gar das Zwiegespräch, das ein glückliches Zusammentreffen von Umständen voraussetzt, wie rasch ging es unter in der Hast, wie musste es sich verbergen vor unberufenen als ein nur noch geraunter Austausch von Geheimnissen und Geständnissen. Gar so oft auch fehlte der Einklang gleichstrebender Freunde; anstatt gemeinsam zu suchen und zu ergänzen, anzuregen und aufzufassen, kämpfte man unter dem Vorwand einen Standpunkt zu verteidigen, um jene nackte, öde Macht der gegenwärtigen Stunde, die man innerlich in dem Augenblick verliert, in welchem man sie äusserlich gewinnt. Bisweilen missbrauchte man das Wort, indem man es überschätzte, es an Stelle des Lebens setzte; darin waren die Russen sehr stark. Nicht endende Gespräche hat ihre Epik aufgezeichnet, Gespräche, welche erdachte Figuren in Bahnen des Schicksals hineinreissen, wie schon Euripi-

des es tat, als seien es die Worte, die das menschliche Ergehen wenden und leiten, während doch alle wirklichen Entscheidungen des Daseins stumm sind; oder im umgekehrten, im viel häufigeren Sinne, man missbrauchte das Wort, indem man es unterschätzte es der Verlegenheit, der Neugier, dem Eigensinn oder niedriger, unmittelbarer Absicht dienstbar machte; kurz, das Wort blieb nicht dort stehen, wo es hingehört, nämlich, entweder an die Stelle, an der es Wesentliches richtig bezeichnet, vom Gebet bis zum Bericht, oder dort, wo es dem wahren Spiel des Geistes dient, das eine zuchtvolle Leichtigkeit haben soll, durch welche es die Spannkraft des Denkens steigert und ihm Beute aus allen Fernen herbeibringt.

Dieses Gespräch gehört wenigen geselligen Völkern, wie den Griechen und den Franzosen, und seltenen, kurzen Epochen an. Es gehorcht einer stillschweigenden Uebereinkunft eines gleichgestimmten Geschlechtes.

Konversation ist ein echter Begriff der geselligsten aller Welten, der französichen. Es bedeutet ein stets wieder erneutes sich einander Zuwenden, in einer bestimmten Taktfolge wie im Tanze, wobei das beherrschte Wesen, die geregelte Improvisation, Raschheit und Leichtigkeit, Entspanntsein und Heiterkeit Vorbedingungen blieben; auch das Fechten, der blanke Hieb des in Worten aufblitzenden Witzes, die böse Finte, die kluge Parade, die Quarte, die Quinte, und zu all dem gehört auch der federnde Sprung und das lächelnde sich-Neigen. Von all dem haben wir Heutigen nur seltene Ueberreste, fast nur den Abglanz gekannt.

Nun gibt es verborgene Gegenden und vereinzelte Menschen, die berufen sind, all das in sich zusammenzuhalten, was ihrem Zeitalter am meisten fehlt, Zu einem Teil haben die Dichter diesen Beruf, und Reynold als Dichter, als Mensch, als Vertreter selten gewordenen Gattung erfüllt ihn ganz. Was aber die Provinz als Konversation anbetrifft, so besitzt er ihr ganzes altes Inventar und er beherrscht es. Er hat täglich, so lange er lebt sich in der Uebung dieser alten Kunst des Gespräches geschmeidig erhalten. Wenn man in Cressier eintrifft — wer weiss aus welchen Oeden und Katastrophen des Jahrhunderts herkommend —, wenn man an Reynolds Waffensammlung vor-

bei seinen Saal betritt, und er wie ein gealterter Friedrich von Preussen in seinem Schlafrock mit den brandroten Aufschlägen vor dem lodernden Feuer seines grossen offenen Kamins auf und ab geht, so ist man stets sofort inmitten seines Gespräches. Es ist ein kämpferisches Gespräch und er wählt und wechselt die Waffen je nach Bedarf.

Oft beginnt er mit einer Klage — er ist „zum sterben matt, erschöpft, krank und mutlos" —, schickt sich aber einer an, auf diese Finte hineinzufallen, so sitzt schon ein Hieb, der so voller Leben und Jugend ist, dass man sich oft geschlagen geben muss, noch bevor man begreift, dass das Gefecht begann. Und dann geht es Schlag auf Schlag, der Stil der Kampfweise wechselt beständig; vom trivalsten Wortspiel, der absurden Anekdote, der verwirrenden Folge der Paradoxe, der Herausforderung durch ruhmrediges Pathos, geht es mitten hinein in den Ernst, und all diese Uebergänge sind flüssig wie bei einem Meister. Das Verbindende ist das Können, das Wissen, die Lebensweisheit, die Logik und vor allem der Humor, der immer aus dem Herzen kommt und der alles zusammenhält in dem echten Zauber eines Menschen, welcher fest gefügt ist in sich selbst, welcher eine unverrückbare Mitte hat, eine Ueberzeugung, einen Glauben, welcher dadurch allen Dingen der Welt gegenüber Freiheit bewahrt, Ironie gegenüber jedem irdischen Besitz.

Das Wesen seiner Konversation ist nicht glatt; es ist vielmehr bisweilen rauh, fast immer körnig; bei allen alten Künsten der alten Welt, die er beherrscht, ist er doch in allem und jedem der Sohn seiner Heimat, dieses Freiburgerlandes, in dem ein Frankreich weiterlebt, in welchem Voltaire zwar fortwirkt, aber ohne dass es ihm gelungen wäre Rabelais, Malesherbes oder Bossuet zu vertreiben. Es ist ein intaktes Stück eines gewesenen Ganzen dieses Freiburg, und es ist ein schweizerischer Stand. Da liegt ja der Reichtum und die wahre Tiefendimension unserer Heimat, dass in ihr eine solche Spannung wirkt zwischen diesem Freiburgertypus, einem Appenzeller Bauern, einem Basler Humanisten, einem bernischen Regenten der alten oder der neusten Zeit, einem Genfer Calviner und einem zürcherischen Neuerer und tatkräftigen Begründer.

In Reynold ist die ganze Schweiz temperamentmässig vertreten und dadurch der ganze vielgestaltige, vielgeprüfte, im Tiefsten gefährdete Kontinent.

Der Aesthet mit seiner Abhandlung über die Kunst des Gespräches hätte es schwer mit diesem ritterlichen Humanisten und streitbaren Christen. Er würde sich an allen seinen Ecken stossen; ich möchte ihm nicht wünschen, dass er mit seinem edeln Haarschnitt und seinem salbungsvollen Ernst Reynold in die Finger geriete; der auf Taille geschnittene Gehrock bekäme zu viele Stiche ab, und der Versuch, das Wesen der Konversation in einem Epiloge festzuhalten, müsste enden wie das Vorhaben der Schildbürger, die es unternahmen, das Licht für ihr fensterloses Rathaus in einer Mausefalle einzufangen.

Gleichgewicht ist die seltenste Erscheinungsform des Lebendigen, von toten Theorien lässt es sich nicht festhalten. Gleichgewicht ist ein recht begnadeter Zustand. Bei Reynold wirkt es wie bei seinem Patron, dem hl. Gonzaga von Mantua, von welchem die Legende berichtet: als Kind habe er in der Schule Federball gespielt, ein finsterer Mönch sei mitten in die Schar spielender Knaben getreten und habe ihnen zugerufen: „Ihr spielt und lacht, was würdet ihr tun, wenn ich euch sagte, dass in einer Stunde die Ewigkeit und das Gericht über euch kommt?" Da habe der eine geantwortet: „Ich würde beten", der andere: „Ich würde beichten", der dritte: „Ich würde mich kasteien", der einzige aber, der ein Heiliger geworden sei, eben der hl. Gonzaga, habe geantwortet: „Ich würde weiterhin Federball spielen".

Welcher unter den Freunden Reynolds hat nicht dieses Gleichgewicht bewundert, das ihm erlaubt, im Gespräch mit seiner rauhen Grazie, immer spielend unmittelbar zum Wesentlichen zu gelangen, wo er dann jenseits von Spiel und Kampf Verwirrtes schlichtet und Bleibendes aufrichtet, sodass das Bedeutende, die Fernsicht seines Geistes, sein geschichtlich übergeschichtliches Erkennen plötzlich aufblitzt wie ein Alpensystem hinter den windbewegten, belaubten Büschen eines Gartens, einen Augenblick nur, fast mit Scheu, lang genug, um das Herz zu bewegen, nie so lang, dass es lastend würde.

Immer wieder wollen wir seine Klinge blitzen sehn, immer wieder wollen wir durch diesen weiten Garten gehn. Dort ist

in jeder Stunde Erfrischung zu finden, ja die Frische dieses dieses raschen, klugen, im dunkeln Ernst wie in der Heiterkeit gefassten Geistes, der die wahre Signatur unseres alten Kontinentes ist und bleiben soll.

Diesen Geist hat Reynold im geselligen Zusammensein, im klaren Zwiegespräche, wie in seinen Monologen, seinen Werken, stets ritterlich verteidigt, mutig, kämpferisch, bisweilen herausfordernd, bisweilen verwegen, als messe er am Prüfstein der Gefahr den Gehalt seines Glücks im Weiterwirken und Schaffen. Unsere Wünsche begleiten ihn mit Flügeln, um nicht zurückzubleiben hinter diesem raschen Fechter.